

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1922

8 (19.2.1922)

Libelfolien



Vierteljährlich: bei Nummern 4.—III.
direkt bei der Verlagshandlung bei
wöchentlich, grundwöchentlich 10.—III.
bei der Post bezahlt 4.00 M.

Evangelisches

Anzeigen zu den I. 20 III., (Stellungsanzeige
ob, Anzeigebote III., Chiffre
1.25 III., die Wochens. Samstagsblätter
ob, der. Baum, Postzeit. Nr. 1859

Kirchen- und Volksblatt

Sonntagsblatt für Baden.

Nr. 8.

Sonntag, den 19. Februar 1922.

63. Jahrgang.

Wer zeigt mir den Weg?

Von Ulrich Lörcher.

Ich hatte mich in dunkler Winternacht verfliegen,
Nach Hilfe suchend irrte ich hin und her;
Verzweifelt droht ich endlich zu erliegen
Im nachterfüllten Nebelmeer.
Von Schrecken umfangen,
Seufzt' ich in Todesangenen:
Wer zeigt mir den Weg?

Da hast du mich, mein Heiland, in der Nacht gefunden,
Du nahmst mich bei der Hand durch Eis und Schnee;
Du hast mich von dem Argen losgebunden,
Du zogst mich aus dem Erdentweh.
In Kämpfen und Hoffen
Seh' ich den Himmel offen:
Du zeigst mir den Weg.

Ein Herrnwort vom Herzensacker.

Sonntag Seragesimä über Luf. 8, 4—8.

Lied Nr. 188: Wohl dem, der Jesum liebet.

Wenn einer, so hat Jesus es gewußt, daß seine Hörer nicht alle auch Täter des Wortes waren, darum hat er sich auch durch die große Menge, die zuweilen ihn umringte, nicht läuschen lassen. Er wußte, viele sehen, aber sehen es nicht ein, viele hören, aber wollen es nicht verstehen, viele nehmens im Augenblick an, aber sie verlieren es alsbald wieder; wenige sind, die es behalten und darnach tun. Davon redet Jesus in unserem Gleichnis. Als viel Volks beisammen war, hat er solches gesprochen, und sagt damit seinen Hörern frei heraus, daß nur ein Bruchteil von ihnen dem guten, fruchtbringenden Land gleiche. Woran liegt das? Nicht am Saatkorn, das ist gut, daran muß und darf nichts geändert werden, heute nicht, wie damals nicht. Auch am Säemann liegt's nicht, der ist treu. Folglich muß es am Boden liegen, an seiner Art und Beschaffenheit. Der Boden aber, das ist unser Herz.

Von viererlei Arten redet Jesus, von vier Grundrichtungen des Herzens. Prüfen wir uns, zu welcher Art des Herzensackers wir gehören. Jesus erklärt seinen Jüngern das Gleichnis: Der Same ist das Wort Gottes. Das kommt auf den Ackerboden des Herzens. Wo das geschieht, da will Gottes Schöpfungstat sich wiederholen, da will das Leben entstehen aus dem Wort: „Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen“, das hat nicht aufgehört, seit Jesus den Auftrag an die Seinen gab: Gehet hin! Manchmal und auf mancherlei Weise kommt das Wort an uns heran, von den Kindertagen an bis zum Scheiden; aber warum nimmt es das Herz nicht auf?

Weil es so mannigfach dem hartgetretenen Wege gleich. Dabei laßt uns bedenken, daß von solchen die

Nede ist, die von Gottes Wort erreicht werden, nicht von denen, die es überhaupt nie hören. Unter den ersteren aber sind immer wieder solche, die es hören und dennoch es in den Wind schlagen, die es nur vernehmen mit dem äußeren Ohr. Aber das Herz ist nicht weich, nicht empfänglich; und darum wird alsbald wieder fortgenommen, was nur an der Oberfläche liegen bleibt. Die Vögel des Himmels kommen und fressen es auf. Ein alter Ausleger sagt dazu: Das sind die Lockvögel, die zu zerstreuen Vergnügen laden, die Spottvögel, die höhnen oder spöttisch lächeln, bis einer beiseite tut, was ihm vielleicht bis dahin heilig war, die Raubvögel, die so manchen Christen um das Beste bringen und alles Gute vom Herzensboden fortreißen. Da ist's dann kein Wunder, wenn kein Körnlein von Gottes Wort liegen bleibt. Und in der Tat, wieviel zerstreute Gedanken bringen wir oft schon mit ins Gotteshaus, wieviel Unruhe und Sorgengeist, wieviel Herzhartigkeit auch, sodaß nichts ins Herz eindringen kann, auch die Gewohnheit, das Wort zu hören, ohne darnach zu tun, sie verhärtet den Herzensacker. Da ist's vergeblich, daß der Säemann die Saat ausstreut.

Aber so muß es nicht bleiben, der Ackerboden kann weich, das Herz kann empfänglich werden. Es liegt an uns, daß wir uns nicht verhärten lassen und verhärten, daß Gottes Ausaat zertreten und geraubt wird. Wer seinen Acker frisch gesät, oder seinen Garten angepflanzt hat, wie ist der darauf bedacht, die Vögel des Himmels abzuwehren. Mit wie ganz anderem Ernst und Eifer müßten wir alles abwehren, was etwa den Herzen unserer Jugend Schaden bringt, was sie verhärtet und unempänglich macht für die Ausaat von Gottes lebendigem Wort.

Aber der Herzensacker muß nicht nur weich, er muß auch tief sein. Wo nicht viel Erdreich ist, da geht die Saat zwar bald auf, aber rasch kommt unter den Sonnengluten das Verdorren. Jesus denkt an die oberflächlichen Herzen, an solche, die unter dem Eindruck des Wortes schnell sich viel vornehmen, viel versprechen, aber wenig halten. Das sind Christen, die leicht eine Nahrung erfassen, die sich ergriffen fühlen, aber es bleibt beim Gefühl, es geht nicht in die Tiefe, und das Herz bleibt das alte. Es ist auch kein rechter in die Tiefe dringender Ernst vorhanden. Bei der ersten Hitze einer Anfechtung verdorrt das rasch aufgeschossene Leben, das ohne tiefe Wurzeln geblieben ist. Und doch müßte gerade in der Sonnenglut sich die Lebenskraft bewahren. Unser Christenstand muß ja in das Feuer kommen, unter dem seine Echtheit sich erweist. Aber dazu muß er wurzelsfest sein; er kann es werden; das felsige, steinige Land, es kann gelockert, ja gesprengt werden, damit es sich wandelt in gutes Erdreich, in dem Gottes Wort Wurzel faßt und eine bleibende Stätte findet.

Einen hornigen Acker zeigt uns das dritte Bild; es ist an sich guter Boden, darauf viel wachsen kann, aber viel Unkraut ist dazwischen. Das sind Menschen, zum

Guten brauchbar, doch der Herzensader ist nicht rein. Neben dem Guten, das ins Herz kommt, hat auch das Böse seine tiefen Wurzeln und wächst mit auf; ja es gewinnt die Oberhand, es überwuchert, nach Unkrauts Art, das Gute. Jesus nennt in der Erklärung als solche Dornen die Sorgen, den Reichtum und die Wollust. Würde er nicht heute die gleichen Worte in den Mund nehmen? Wohnt nicht in so vielen Herzen ein sündiges Sorgen, ein selbstfüchtiges nur für sich Sorgen, darunter Gottes Wort ganz erstickt? Und ist das Reich-werden-wollen, die Geldgier nicht eine Schlingpflanze, darin Unzählige sich verfangen zu ihrem Verderben. Und an der bösen Lust, an dieser giftigen Dornhecke, verwunden und verstricken sich so Viele! Wo diese Hecken alle auf dem Herzensader wachsen, da gedeiht kein Korn. Kann auch diese Bodenart noch gut werden? Sie kann es; aber sie kann es nicht ohne gründliche Reinigung, nicht ohne viel ernstlichen Kampf, nicht ohne tägliches Selbstverleugnen.

„Und etliches fiel auf gut Land, und es ging auf und trug hundertfältige Frucht. Das sind die, die das Wort hören und behalten in einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld.“ Was für ein köstliches Wort! Wo Jesu Wort in das ganze Leben hinein kommt, in die Gedanken, in die Rede, in das Werk, da wird das Land gut, da reift die Frucht, nicht augenblicklich, aber sicher und stetig, in Geduld.

So aber ist kein Herz von Natur; in jedem finden sich noch harte Stellen, jedes trägt noch etwas von der steinigten Art an sich, keines ist ganz frei von den Dornen. Aber aus jeder Art kann gutes Land werden. Wie muß uns Jesu ernstes Wort zur Bitte treiben: „Mache mich zum guten Lande, wenn dein Saatkorn auf mich fällt!“ Und wir bitten nicht vergeblich, für uns nicht und für die andern nicht. Wir denken zumal in dieser Zeit an alle die vielen jungen Herzen, die zur Konfirmation sich jetzt bereiten, denken an sie alle mit der herzlichsten Bitte zum Herrn: Mach ihren Herzensader zum guten Land, darauf dir eine Frucht erwächst für deine Seelenernte!

L. S.

Der Besuch.

Von Jeremias Gottlieb.

(Nachdruck verboten.)

1) Sommer war's, nach der Heuernte ungefähr, denn die Wiesen waren frisch gemäht, und im Felde stand noch das Korn. Gegen Abend ging's, aber noch brannte die Sonne heiß, und dunkle Wolken türmten sich auf am Himmel. Da saß auf einem Schauffesteine an einer staubigsten Landstraße ein junges Weib, hatte ein Kind an der Brust, und ein Kinderwägelchen stand vor ihm. Es war offenbar kein arm Weib, denn im Wägelchen war schönes reines Bettzeug, und es selbst trug ländliche Tracht, zwar nicht hoffärtige, aber reiche, und doch schien es unglücklich, denn so munter als der Bube auf seinem Schoße saß, ebenso stark weinte es gar bitterlich. Als der Junge endlich seinen Durst gestillt, wuschte es, so gut es ging, die Tränen ab, packte ihn sorgfältig ins Wägelchen, und zog weiter, aber mühsam, offenbar ermatteten Schrittes. Das war eine junge Bauernfrau, welche heim wollte zum Besuch über den Sonntag, denn es war Samstagnachmittag. Stüdeli war aus dem Dorf und hatte sich auf einem Bauernhof im Emmental eingeheiratet. Es war ein recht schöner Hof und der Bauer nicht verschuldet, und doch war Stüdeli da oben nicht wohl, denn das Heimweh wollte es nicht loslassen. Wenn schon nicht die Worte, so doch die Töne klangen ihm immer und immer im Herzen: Herz my's Herz, warum so trurig, und was soll das Ach und Weh? 's ist so schön i fremden Lande, Herz my's Herz, was fehlt der meh? Was mir fehlt? Es fehlt mir alles, bin so gar verlassne hie, möcht zum Vater, möcht zur Mutter, hab nit Lust und hab nit Friede, bis ih i mym Dörfli bi.

Run, im fremden Lande war sie noch lange nicht. Der

Bauernhof war kaum vier Stunden von Straubachgen, wo Stüdeli dabehin gewesen, entfernt, und doch schien es ihm, es sei auch so, wie es im Liede heißt: Es ist wohl schön i fremden Lande, doch zur Heimat wird es nie! Dieses Weh nach einer Heimat, die nicht vier Stunden weit entfernt liegt, findet man oft im Schweizerland. Ja, es gibt Bauern, denen es nicht wohl wird, bis sie wieder auf den Hof, in das Haus, in welchem sie geboren wurden, einzogen. Drei Stunden sind eine große Weite im Schweizerlande; wo innige Liebe ist, sind hundert Ellen eine grausame Weite.

Stüdeli war auf den Bauernhof gekommen, es wußte kaum wie, fast wider Willen. Stüdeli hatte auch ein Mädchenherz, flinke Buben gefielen ihm wohl. Es fragte nicht nach Geld und Sachen, die Lustigsten waren ihm die Liebsten, eines Geißenhändlers Bub war der Allerlustigste, der war ihm auch der Allerliebste. Nicht ebenso, was man sagt, im Ernste, von Heiraten war keine Rede. Da kam einmal eine Bettlerfrau, es war im Winter, und fragte, ob sie nicht hineinkommen und sich wärmen dürfe. Dieses schlägt man in der Regel nicht ab; so eine weiß was zu erzählen und gerade die war eine der rechten. Hauptsächlich drehte sich ihre Rede um jenen Bauernhof, und sie vergaß dabei Peter nicht, den Sohn. „Das wäre einer für dich,“ sagte sie zu Stüdeli, „arbeitsam, häuslich hübsch, freundlich wäre er, kurz alles, was einem Burschen wohl ansteht und Mädchen sonst lieb ist.“ Stüdeli verachtete diese Reden, aber der Mutter gingen sie in die Ohren. Das schickte sich, wenn die zusammenzubringen wären, dachte sie.

Als die Bettlerin endlich ging, ging die Mutter ihr nach und sie flochten die Sache zusammen so gut, daß es allerdings einen Räs gab, wie man zu sagen pflegt. Stüdeli wehrte sich nicht auf Leben und Tod; die Bäurin stat ihm doch noch tiefer im Kopf als des Geißenhändlers Bub, und da Geißenhändlers Buben wohl selten zu Bauern werden, so zog sie den Bauernsohn vor. Uebrigens war Peter, wenn auch nicht der Lustigste, so doch kein übler Bursche, hatte gesunden Verstand, einen tüchtigen Körper. Am meisten war es Stüdeli zuwider, daß es so weit von der Mutter weg mußte, und dazu noch ins Emmental hinauf, in die wüsten schwarzen Berge hin. Des Geißenhändlers Bub tat anfangs sehr aufgebracht, erst redete er vom Erschießen, dann von Kriegsdienste nehmen, und endlich machte er es wie die meisten in ähnlichen Fällen: er nahm eine andere. Stüdeli war recht hellauf als Braut, freute sich sogar auf die Hochzeit, wie die andern auch, wenn sie es zuteilen auch nicht erzeigen wollen, und blieb als junge Frau noch einige Zeit recht wohlgenut dabehin. Da bekehrten aber die Schwiegereltern ernstlich, daß es zu ihnen käme. Es sei ja dumm, sagten sie, und die Leute würden sie nicht verstehen, wenn sie eine Schwiegertochter hätten und, statt diese ins Haus zu nehmen, einer fremden Frau den Lohn gäben, ihre Sache zu machen. Daneben verlaufe der Jung viel Zeit, um seine Frau zu besuchen, und wenn man schon die Zeit nicht achten wollte, so sei doch von den Schuhen zu reden.

Stüdeli mußte also hinauf auf den Hof und trug das Bewußtsein in sich, es habe eine Art von Mißheirat gemacht, weil man im Aargau gebildeter sei als da oben in der Wildnis. Es hatte eine Sekundarschule besucht, konnte französisch schreiben, d. h. französische Buchstaben machen, sagte „merci bien“, hatte eine Arbeitsschule besucht, konnte Pantoffel sticken und Hosenträger. In seinem Dorfe gehörte Stüdeli unter die Gebildeten, es hatte sogar Romane gelesen. Indessen hatte ihm dieses nicht geschadet, es hatte die glückliche Gabe, so zu lesen, daß diese Bücher ihm keinen Schaden taten. Wir wissen nicht, sollen wir sagen, weil sie es nicht begriff, oder weil es unter die Reinen gehörte, denen alles rein ist. Es ist mit dem Lesen eine eigene Sache, es geht mehr Leuten als man glaubt so glatt über

die Haut weg wie Wasser, macht nicht den mindesten Eindruck, hinterläßt nicht die geringste Spur.

Stüdeli ging ungern auf den Bauernhof hinauf, aus der Heimat in die Fremde, welche weit, weit, mehr als drei Stunden weit von der Heimat lag. Und fremd kam es Stüdeli da oben vor, alles schien ihm anders, auch die Menschen, es konnte sich gar nicht auf sie verstehen. Sie waren schweigsamer, redeten leiser, brauchten a mehr als o, sagten ja statt so, fluchten selten, und wenn ein Tadel kam, so war er so gedreht, daß es nicht wußte, was es daraus machen sollte, ob es gehauen oder gestochen sei. Doch fiel sehr selten einer, den es auf sich beziehen konnte. Es war ihm anfangs himmelangst, es sei unter Frömmern geraten, indessen sah es seine Täuschung bald ein. Es waren rechtschaffene Christen, aber frömmere zu scheinen als andere, davon war in ihrem ganzen Wesen keine Spur. Sie arbeiteten immer so fleißig als in Emmental, aber es schien ihm, als machten sie sich viel unnötige Mühe mit allzu exaktem Arbeiten und Aufräumen. Es mußte immer alles an seinen bestimmten Platz, wenn man es schon am andern Morgen wieder brauchte, und ums Haus herum war es immer, als ob es Sonntag sei, da war nichts von Gerümpel sichtbar, es ward ihm ganz unheimlich dabei. Aber auch Stüdeli war den Leuten dort fremd, seine Sprache schon dünkte sie gar grob, und hie und da entrann Stüdeli ein „Donner“, was allemal einen Eindruck hervorbrachte, als hätte es wirklich gedonnert. Stüdeli sah hie und da ein bißchen unsauber aus, besonders an Hemd und Händen, daß man es eher für eine Dienstmagd angesehen hätte, als für die Sohnsfrau, das hatten sie sehr ungern. Es machte sich mit dem Besinde wohl gemein, schien fast lieber bei demselben zu sein als bei ihnen. Und einmal klagte es sogar einer Magd und wollte von ihr wissen, was seine Schwiegereltern gegen sie hätten. Es tue doch, was es könne, und doch sei es ihnen nicht recht, es könne nicht darüber kommen, warum nicht. Mit daß sie es plagten oder ihm böse Worte geben täten, aber es merkte wohl, wie sie es auf dem Strich hätten. Da sagte ihm einmal die Großmutter: Wenn es was zu klagen habe, solle es dies ihnen sagen und nicht den Mädchen, das sei bei ihnen nicht der Brauch, daß man in solche Sachen die Dienstmoten hineinziehe. Sie wußten wohl, daß es Orte gebe, wo man das pflege, aber sie könne nicht glauben, daß es da gut gehe. Darneben sei es ihnen ja lieb, und wenn sie einmal aneinander gewohnt seien, werde es ganz gut gehen. Aber anfangs müsse man miteinander Geduld haben, das sei überall so, wenn es gut kommen solle, und tue man das nicht, nun, dann müsse man es haben, wie man selbst es sich einbrocke. Mein Gott, wie ging diese Rede übel, und was Stüdeli alles darin fand! Es war, als ob man mit einer eisernen Egge ihm übers Herz gefahren wäre, und ein alter Pfarrer, der hundert Predigten über das Wörtlein „Und“ gehalten, war sicher nur ein Tropf gegen Stüdeli, das in der kurzen Rede ganze Suder von bösen Worten und Trümpfen fand; mehr als drei Tage hatte es rote Augen.

Also niemanden klagen sollte es, niemanden sagen, was ihm das Herz abdrücken wolle, so alleine alles ertragen und hinunterwürgen? Ach, es war sehr elend, das arme Stüdeli! Es gibt zwei Mittel im weiblichen Leben, welche die Weiber munter und frisch erhalten, die sind Kaffee und Klagen. Hat ein Weib Kaffee und kann es klagen, beides nach Herzenslust, dann ist es glücklich, schwimmt obenauf; hat es nur das eine oder das andere, so geht's wohl, aber kümmerlich und gedrückt; fehlen beide, ja, dann fehlt's wirklich, dann ist das Unglück da. Nun, Kaffee hatte Stüdeli, aber klagen sollte es nicht, und hatte soviel auf dem Herzen! Ans Heimgehen dachte es so oft, keine Nacht verging, daß es nicht seufzte: „O, wenn ich doch bei der Mutter wäre, ach, nur eine Stunde!“ Aber die Mutter war drei Stunden weit, man denke! Und beim Abschied hatte sie ihm gesagt: „Heim komme mir nicht so bald!

Droben würden sie es ungern haben und hier dich auslachen, weil du nicht länger es habest aushalten mögen.“ Das war Stüdeli tief in das etwas empfindliche Herz gegangen. Aber nachgerade war den Worten der Mutter die verletzende Schärfe entwichen und es rechnete, die Zeit werde längst um sein, wo ein Besuch daheim übel genommen oder bespöttelt werden könne. (Fortsetzung folgt).

Amerikas Freiheitskampf gegen den Alkohol.

(Schluß.)

Das ist ja selbstverständlich: die guten Folgen des Alkoholverbots werden sich erst allmählich voll zeigen; aber was man schon jetzt erzählt, ist immerhin überraschend. Wenn es durch unzählige Beobachtungen und Erfahrungen bestätigt ist, daß Alkohol und Verbrechen in engem Zusammenhang stehen, so müssen hier die Wirkungen des Verbots sich bald geltend machen. Und so ist es in der Tat. Ein Beispiel sei zunächst angeführt: Der Polizeichef der 900 000 Einwohner zählenden Stadt Detroit hat genaue Zahlen gegeben für das letzte Jahr vor dem Verbot und das erste nach dem Verbot. Darnach hat die Gesamtzahl der Verhaftungen um 54 v. H. abgenommen, die Mordtaten um 43, Angriffe auf Personen um 40, unerlaubte Bettelei um 90, gewaltsame Diebstähle um 35, Prostitution um 64, Aufnahmen in das Zuchthaus um 54 v. H. Der günstige Einfluß des Verbots macht sich in dieser Beziehung überall geltend. Der Bischof Summer, der regelmäßig in Chicago in einem Gefängnis zu predigen hat, erklärte in einer Predigt lesthin: „Das Verbot hat Wunder gewirkt. In diesem Gefängnisse habe ich Jahre lang vor einer Zuhörererschaft von 1500—2000 Gefangenen gepredigt. Nun sind es nur noch 600, eine unmittelbare Folge des Verbots.“ Ein Kommissar für Strafanstalten für Massachusetts erklärte, die Insassen von 26 Reichsstrafanstalten könnten jetzt gut in 5 Gebäuden untergebracht werden. In Mauaufkee ist infolge des Verbots ein Gefängnis leer geworden und von der Stadtverwaltung verkauft; es dient jetzt als Geräteschuppen. In Frankfurt, der Hauptstadt Kentucks, einem Mittelpunkt der Schnapsfabrikation, gab es einen Polizeiwagen, der die Trunkenen auf den Straßen auflesen mußte — er wurde nun zum Verkauf gestellt, weil er seit dem Verbot nicht mehr benutzt wurde. Das alles wird doch wohl nachdenklichen Menschen etwas zu sagen haben. Und wenn allenthalben sich Gefängnisse und Besserungsanstalten entvölkern, wenn etwa auch die Heilsarmee es in ihrem Rettungswerk erfährt, daß es glücklicherweise nicht mehr so viel verkrachte Menschen gibt, als sie in ihre Heime aufnehmen könnte, so redet das alles eine Sprache, die niemand überhören kann.

Auch die Krankenhäuser zeigen ein sehr viel günstigeres Bild. Der leitende Arzt des Allgemeinen Krankenhauses in Philadelphia berichtet am 14. April 1920, daß die Alkoholiker-Abteilung seiner Anstalt jetzt in der Regel nur 15—20 Insassen habe, während es früher etwa 300 waren. Die Unterkunftsgehäuse für die Brüder von der Landstraße werden leer und schließen vielfach ihre Tore. Die Landstreicher fangen an, die Lesehallen zu besuchen und sich Lesestoff zu verschaffen. Die Frankfurter Zeitung berichtet als eine merkwürdige Tatsache, daß seit dem Alkoholverbot in Amerika sich der Verkauf von Musikinstrumenten sehr gesteigert habe — ist das merkwürdig? Ist es nicht selbstverständlich, daß edle Freude dort Raum gewinnt, wo der Alkohol nicht mehr seine Wirkung ausübt und das Geld verschlingt?

Ja, wo bleibt denn nur all das Geld, das jetzt in Amerika nicht mehr für berauschende Getränke ausgegeben wird? Der Umsatz von Kaufwaren aller Art steigert sich. Im Staat Ohio nahmen die Sparkassenguthaben in drei Monaten um fast 6 1/2 Millionen Dollars zu. Der Lesestoff wächst, die Bekleidung, besonders auch das Schuhwerk,

wird besser. Die Wohnungen werden besser eingerichtet, die Männer haben ihre Freude daran, dies und das anzuschaffen, was bisher als Luxus galt, und was sie nicht bezahlen konnten, weil das Geld fürs Trinken nötig war. Nun, es ist wohl in keiner Familie schwer, das Geld, das beim Verzicht auf Alkohol erspart würde, sehr schön zu verwenden. Aus Amerika wird berichtet, daß auch das Familienleben von dem Verbot günstig beeinflusst werde. Selbstverständlich auch das ganze Wirtschaftsleben. Es wird berichtet, daß die Gütererzeugung vermehrt ist, die Arbeitsverhältnisse abnehmen, der Blaue Montag aus der Mode kommt, daß unter der Arbeiterschaft das Verantwortlichkeitsgefühl, das Selbstbewußtsein, das Ehrgefühl sich steigere. Niemand wundert sich darüber, der weiß, welche Folgen in all diesen Beziehungen der Alkoholgenuß hat. Aber nur noch eine Frage, die gewiß mancher stellt, der über die wirtschaftliche Seite dieser großen Umwälzung in Amerika nachdenkt. Wie ist es nur möglich, so mir nichts dir nichts durch ein Gesetz, sogar mit nur einem Paragraphen (dazu freilich eingehendes Ausführungsgesetz) das große Alkoholgewerbe zu beseitigen? Was für gewaltige Summen hat da der Staat zahlen müssen, um die Brauereien und Brennereien, denen er gewaltfam ihre Arbeit verbot, zu entschädigen! Ja, wenn der Staat Entschädigungen gezahlt hätte! Aber an solcher Sentimentalität leidet der Amerikaner nicht; da heißt es einfach: Helft euch selbst! seht zu, wie ihr fertig werdet! So etwas wäre in Deutschland doch wohl unerhört gewesen. Drüben gab es natürlich auch ängstliche Gemüter, die einen großen Kladderadatsch, einen wirtschaftlichen Zusammenbruch weis sagten für alle die Volksschichten, die irgendwie mit Herstellung und Verkauf geistiger Getränke zu tun haben. Aber der geschäftstüchtige, praktische und bewegliche Amerikaner hat bewiesen, was er auf diesem Gebiete vermag. 1914 waren etwa 72 000 Menschen in der Herstellung, 186 000 im Kleinverkauf von alkoholischen Getränken beschäftigt. Sie sind in andere Erwerbszweige übergegangen. 116 000 Kleinverkaufsstellen mußten geschlossen werden — sie sind in anderer Weise verwendet, viele als Läden, andere als alkoholfreie Kaffeestuben, Drogerien u. a. In Peoria waren einst 1000 Männer in der Branntweinbrennerei beschäftigt. Nun arbeiten in demselben Betrieb 4000 Männer an etwa 30 verschiedenen Nahrungs- und Futtermitteln. Die Brauereien stellen jetzt alkoholfreies Bier, Schuhwerk, Papier, Trikotwaren, Sirup, Zucker u. a. her. Es ist eine staunenswerte Umstellung und Umwandlung auf diesem ganzen Gebiete vor sich gegangen. Wir haben wahrlich Grund, die wirtschaftliche Kraft und Beweglichkeit des amerikanischen Volkes zu bewundern. Aber sollten wir nicht unserem deutschen Volk nach all dem Großen, was es während des Krieges in seiner Industriewirtschaft geleistet hat, es zutrauen, daß es auch so etwas fertig bringen könnte?

Das müssen wir freilich gestehen, daß unser deutsches Volk noch nicht reif dazu ist, so etwas zu leisten — oder muß man sagen: noch nicht bereit dazu ist, mit solcher Kraft und Klarheit sein Schicksal zu bestimmen? In Amerika hat es einer langen, zäh durchgeführten Erziehungsarbeit bedurft, bevor der große Erfolg ertungen wurde. Dort ist die Kirche eine starke soziale Macht. In den meisten Kirchengemeinden wurden alkoholgegnerische Ausschüsse gebildet, deren Einfluß im Volk sehr groß gewesen ist. Ferner hat die Frauenwelt Amerikas in einem national-christlichen Bunde enthaltamer Frauen für die Befreiung des Volkes von der Herrschaft des Trunks mitgekämpft. Hauptsächlich durch den Einfluß der Frauen ist der Antialkohol-Unterricht in allen Schulen der Vereinigten Staaten als ordentliches Schulfach anerkannt und eingeführt. Und so hat auch die Schule einen wesentlichen Anteil an der Aufklärung des Volkes über den Alkohol. Endlich hat auch die Großindustrie zum Sieg der Rührerheltsfreunde beigetragen; die führenden Persönlichkeiten wußten, daß die Leistungs-

fähigkeit der Arbeiter und Angestellten durch den Alkoholgenuß vermindert wird. Darum haben sie durch ihren persönlichen Einfluß und mit Geldbeiträgen sich in die Bewegung gestellt, und sie fanden vielfach auch bei der Arbeiterschaft Unterstützung.

Nun ist also das Verbot ein Teil der Verfassung des amerikanischen Volkes. Es rückgängig zu machen, wie manche hoffen und erstreben, ist außerordentlich schwer, da es nur durch Zweidrittel-Mehrheit beider Kammern geschehen kann. Aber Amerika wird in den nächsten Jahren auch weiter so gute Erfahrungen mit dem Verbot machen, daß kein Mensch, der sein Volk lieb hat, es wünschen darf, daß diese so mühsam erkämpfte Freiheit wieder preisgegeben wird. Ja, von dort geht eine Bewegung aus, die die Erreichung eines Weltverbots bis 1930 auf ihre Fahnen geschrieben hat. Daß Amerika seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit unter den Weltvölkern durch dieses Alkoholverbot noch tüchtig steigern wird, liegt auf der Hand. Man möchte die praktischen und energischen Amerikaner beneiden. Was würde es für unser deutsches Volk bedeuten, für den Aufbau unseres erschütterten Staatwesens, für die Gesundheit unseres durch den Krieg geschwächten Volkes, wenn wir so weit wären wie Amerika! 50 Milliarden haben wir jährlich an den Feindbund zu zahlen. Dabei sind in dem letzten einen Jahr 15 Milliarden betrunken und 15 Milliarden berauscht worden. Und da wundert man sich noch über unser Elend. Wenn nur erst unserem ganzen Volke das Verständnis aufginge für die Größe dieser Frage! Wir haben eine starke Hoffnung: unsere Jugend, die wahrhaft deutsch gesinnten Teile unserer Jugend, die mit Begeisterung und Mut eintreten für die Freiheit unseres deutschen Volkes — sie werden auch den Kampf gegen den Alkohol und seine Zwingherrschaft führen. In zehn Jahren wird auch in unserem Volke eine ganz andere Stimmung gegenüber dem Alkoholgenuß vorhanden sein. Der Freiheit Morgenröte dämmert auf. Aber vergeßen wir es nicht, auch im Blick auf den amerikanischen Befreiungskampf: Es gilt zu kämpfen mit zäher Ausdauer, mit unerschrockenem Mut, mit deutscher Treue! A. S.

Ein Spielgenosse des alten deutschen Kaisers Wilhelm I.

(Aus einem französischen Wochenblatt.)

Als am 14. Oktober 1806 die preussische Armee in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt von Napoleon geschlagen worden war, sah sich der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., genötigt, mit seiner Familie nach Königsberg zu flüchten. Die königlichen Herrschaften bewohnten hier ein sehr einfaches, in der Nähe der Hauptstadt gelegenes Landhaus. Von einem „standesgemäßen Leben“, wie es Könige führen, konnte nicht mehr die Rede sein, doch griff die Königin Louise rasch mit praktischer Hand ein, um die harten, notwendig gewordenen Einschränkungen den Ihren so wenig als immer möglich fühlbar zu machen. Es stand ihr dabei ein schlichter Gärtner namens Ackermann treulich zur Seite; mit einem rührenden Eifer sorgte er für seine unglückliche landesherrliche Familie und war für sie sogar als Koch tätig, um den mehr als einfachen Tisch zu bestellen. Sein damals etwa neunjähriges Söhnlein namens Fritz war der unzertrennliche Freund und Spielkamerad des Prinzen Wilhelm, des zweiten Sohnes des Königspaars. Die beiden Buben verstanden sich merkwürdig gut. Während sie gemeinsam in Wäldern und Feldern auf Abenteuer ausgingen, dachten sie wohl kaum daran, daß dereinst der eine von ihnen den mächtigsten Kaiserthron der Welt innehaben würde.

Die Jahre gingen dahin, und die Wege der beiden Freunde trennten sich. Fritz Ackermann hatte das Maurerhandwerk erlernt und sich zu Mittau in Aurland niedergelassen. Er galt allgemein als ein tüchtiger Arbeiter und

braver, zuverlässiger Mensch. Was man gewöhnlich „Glück“ zu heißen pflegt, wurde ihm aber nicht zuteil. Seine in Königsberg lebenden Eltern und Geschwister waren rasch hintereinander gestorben. Nach kurzer Ehe verlor er auch seine Frau durch den Tod; nur ein Töchterlein war dem einsam gewordenen Mann zum Trost geblieben. Aber auch dieses verließ den Vater in sehr jungen Jahren, um eine unglückliche Ehe einzugehen. Statt daß sie ihrem alternden Vater eine Stütze geworden wäre, mußte er sie mit ihrem Kindschen bei sich aufnehmen und für sie sorgen.

Uckermann war indes eine beneidenswert zähe Natur und hatte — was mehr ist — ein lebendiges Gottvertrauen, das ihm half, auch in den schwierigsten Lebenslagen aufrecht und fröhlich zu bleiben. Trotz seines Alters vermochte er immer noch rüstig zu schaffen, um seiner kleinen Familie den Unterhalt zu gewähren. Noch als Achtzigjähriger berichtete er seine Maurerarbeit. Da, plötzlich, fast von einem Tag zum andern, begann sich bei ihm das Alter zu melden; wehmütig merkte er, wie sauer es ihm jetzt fiel, das gewohnte Werkzeug zu führen. Es kamen für den alten Mann Stunden entsetzlicher Angst, da er mit Bangen voraussah, wie nächstens das blasse Elend an der Tür seines einst behaglichen Häusleins anklopfen würde. Verwandte und Freunde besaß er keine. Als einem Ausländer durfte ihm die Stadtverwaltung von Mitau keine Unterstützung gewähren. Schon war er drauf und dran, sich an einer Straßenecke niederzulassen, um seine schwielige Arbeiterhand bittend nach Almosen auszustrecken. Alles aber lehnte sich in ihm dagegen auf, ein Leben harter, ehrenhafter Arbeit mit dem Dasein eines Bettlers zum Abschluß zu bringen.

Wie ein Kind breitete jetzt der Alte seine großen Sorgen vor Gott aus. Ob wohl der große Herr des Himmels und der Erde jetzt eingreifen würde? Da kam dem Bedrängten urplötzlich wie ein Lichtstrahl der Gedanke: Der Kaiser! War er nicht vor langen, langen Jahrzehnten einst sein Spielgenosse gewesen? Inzwischen hatte sich ja unendlich viel auf der großen Weltbühne ereignet, und es war im Grunde mehr als töricht, zu meinen, der große mächtige Herr würde heute noch sich seines Kameraden aus der so fernem Kinderzeit erinnern. „Wer weiß?“ sagte sich aber Uckermann, „wenn er auch jetzt Kaiser ist, hat er mich am Ende doch nicht vergessen. Ich schreib' ihm und red' ihm von den alten Tagen, da wir uns zusammen getummelt haben. Alles will ich ihm erzählen, — auch meine heutigen Sorgen!“

Gesagt, getan. Das ungewohnte Schreiben fiel aber dem greisen Maurer saurer als er gedacht. Seine derbe, schwerfällige Hand war nicht dazu angetan, eine Feder zu führen. Trotzdem kam er aber mit dem Brief zu Ende. Es war ein recht sonderbares Schriftstück, das er zu Wege gebracht: voll von orthographischen Schnitzern und ganz besät mit Aleren. Auch der Stil war nicht zu loben; immer und immer lehrten die nämlichen Sätze wieder: „Wissen Sie noch?“ „Nicht wahr, Sie erinnern sich doch noch!“ Schließlich wurde das Schreiben in ein Kuvert gesteckt, versiegelt, mit der Aufschrift versehen: „An den Kaiser in Berlin“ und der Post übergeben.

Jetzt erst kamen die wirklich angstvollen Stunden. Was wird nun der Kaiser tun? Wird er sich meiner noch erinnern? Ach, diese hohen Herren haben an so unendlich viel wichtigere Dinge zu denken! Der Kaiser steht so hoch über der gewöhnlichen Menschheit, und ich bin nur ein armer Maurer! Ganz sicher wird mir gar nicht von ihm geantwortet werden, und meinen Brief hat gewiß irgend einer von des Kaisers Hoffstranzen bereits in den Papierkorb geworfen!

Während so der Alte zwischen Furcht und Hoffnung schwankte, war sein Brief in Berlin angelangt und vom diensttuenden Adjutanten Seiner Majestät überreicht worden. Der Kaiser las das Schreiben mit tiefer Bewegung. Ob er sich noch an den Fritz Uckermann erinnerte, den alten Spielgefährten aus der Königsberger Zeit von 1806 und

1807? Aber gewiß erinnerte er sich noch lebhaft an ihn! Der Kaiser Wilhelm war bekannt durch sein warmes, gütiges Herz. Als ihm der Jugendkamerad sein Leid geklagt, war er sofort entschlossen, einzugreifen.

Bei den geordneten Verhältnissen der kaiserlichen Hofhaltung war es aber Sitte, die Verhältnisse jedes einzelnen Bittstellers aus genaueste zu prüfen. Vielleicht war der alte Maurer von Mitau ein Trinker und Gewohnheitsbettler. Während Uckermann in seinem Stüblein unablässig betete, spielte der Telegraph zwischen Berlin und Mitau: Der Kaiser zog bei der Stadtverwaltung Erkundigung über den alten Maurer ein. Der Bericht aus Mitau lautete: „Uckermann, Fritz, ist ein ehrenhafter Mann, war immer ein fleißiger Arbeiter; ist heute ohne eigene Schuld wegen hohen Alters invalid. Was er schreibt, ist Wort für Wort wahr“.

Das letzte Telegramm von Berlin nach Mitau war die kaiserliche Verordnung einer lebenslänglichen Pension für den alten Maurer. Das war weit mehr, als Uckermann in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt. Als ihm die erste Rate der Pension in klingendem Silber auf den Tisch gezählt wurde, wollte er's nicht glauben, daß dieses viele, viele Geld wirklich ihm gehöre.

Erinnert diese schlichte Begebenheit, da sich ein Mächtiger dieser Welt freundlich seines alten Gespielen erinnerte, nicht an unsern ewigen Herrn, der als Sohn Gottes hier unten auf Erden der Unsre geworden ist und sich nicht geschämt hat, uns „Brüder“ zu heißen (Hebräer 2, 11)? Auch jetzt, da er zur Rechten Gottes sitzt und ihm alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, kennt er uns bei Namen. Keines von uns, das ihn anruft, ist in seinen Augen zu klein und zu unbedeutend; er weiß um unsre Kämpfe und Schwierigkeiten bis in ihre Einzelheiten hinein. Wir dürfen Zutrauen zu ihm haben, wir alle, die wir in irgend einer Art leiden oder in Sorge sind. Glaubend wollen wir es festhalten, daß unsere Bitten richtig an ihn gelangen und er eingreifen wird, wenn die Stunden sich gefunden.

Russisches Elend.

Der Zentralvorstand des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung richtete folgenden Aufruf an die ganze deutsche evangelische Christenheit:

Liebe Glaubensgenossen, Brüder und Schwestern! Auf zur Hilfe für die 1 1/2 Millionen Volks- und Glaubensgenossen in Rußland!

Hörtet Ihr von dem Höllenschrecken, der über dieses Land gezogen kam? Nach all den grausigen Kriegen, die erst der Krieg, dann die furchtbare rote Revolution mit sich brachten, traf jetzt ein Hungerjahr ohne Gleichen vor allen die sonst so fruchtbaren Fluren an den Ufern des Wolgastroms. Kaum die Hälfte der Aussaat ward von den verdorrten Feldern eingebracht. Nun schreit die Notgen Himmel, schreit über die Erde, schreit in unsere Ohren und Herzen. Viele, viele Tausende sind schon elend verhungert und verkommen, die Kinder und die Alten zumal. Aber Hunderttausend deutscher Evangelischer leben noch, wie durch Gottes Wunder gerettet, und klammern sich an die Hoffnung unserer Hilfe. Es ist tief rührend, daß uns berichtet wird, die deutschen Kolonisten hätten das von der Sowjetregierung gelieferte Saat Korn reiflos in den Acker gebracht. Sie brachen vor Hunger über dem Pflug zusammen, wollten aber nicht ein Körnchen der kommenden Ernte entziehen.

Erschütternde Klagen dringen zu uns. Nicht nur nach des Leibes Nahrung und Notdurft strecken jene Unglücklichen ihre Hände aus; laut erschallt auch ihr Ruf: „Wer reicht uns Gottes Wort in Bibeln und Andachtschriften, daß unser Herz festbleibt, wenn Leib und Leben verdorren? Sendet uns Katechismen und andere Unterrichtsbücher, damit wir unsern Kindern im Kreuz

die Kraft zeigen, die alle Schwachheit löst. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, auch unsere Seele leidet Hungersnot! Helft uns, daß wir unsere Prediger und Seelsorger nicht verlieren, die uns den Kelch des Heils reichen, in dem alles Unheil zum Frieden wird. Wir fürchten uns vor dem grausigen Dunkel, wenn auch das Sonntagslicht des Gottesdienstes in unseren Gemeinden erlischt!"

Viele Hände regen sich, die leibliche Not in Rußland zu lindern. Dieser Aufruf soll die zahlreichen Sammlungen nicht stören, die jetzt hierfür vielfach veranstaltet werden. Wir wollen jener besonderen Not durch eine besondere Hilfsstat entgegenreten. Wir bitten euch herzlich zunächst um religiöse Bücher aller Art, wie sie, vielfach nicht mehr dringend gebraucht, in christlichen Häusern zu finden sind — auch alte Bibeln sind sehr erwünscht; dann aber auch um Geldspenden für die Erhaltung der Pastoren, Lehrer, Evangelisten, Kantoren usw., damit sie ihren jetzt doppelt nötigen Dienst ungebrochen üben können.

Wir bitten, Bücher und Geld entweder unmittelbar an uns (Leipzig, Weststraße 4, Postsparkonto 3830) zu senden oder den Gustav-Adolf-Vereinen hier und dort im Lande zur Weiterleitung zu übergeben. Sicher werden alle Pfarrer und andere Vertrauensleute bereit sein, Sammelstellen zu errichten und die Spenden zu vermitteln. Wir haben bereits mehrere Kisten und beträchtliche Geldsummen als Angeld künftiger Hilfe auf sicherem Wege nach Rußland gesandt und sind in der Lage, auch künftig die uns anvertrauten Gaben zuverlässig in die Hände unserer Glaubensgenossen gelangen zu lassen. „Lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“ (Gal. 6, 10).

Aus Welt und Zeit. 11. Februar 1922.

Der große Eisenbahnerstreik wurde am 8. Februar endlich beendet. Sieben Tage hat er gedauert; in Baden vier Tage. Der Reichskanzler hat eingegriffen und hat den Streikenden Zugeständnisse machen müssen. Dies Versprechen nahmen sie ihm ab, daß keine Massenentlassung und keine Massendisziplinierung geübt werden dürfe. Die Bestrafung der Streikführer soll nicht dem Verkehrsminister Gröner, sondern dem Gesamtministerium zustehen. Den Bestraften soll das Beschwerderecht nicht verweigert werden. Gröner ist den Streikenden ein verhaßter Mann; den möchten sie gern von seinem Posten wegdrücken. Hatte er doch das Verbleiben in seinem Amte von der Bestrafung der Streikenden abhängig gemacht. In der stürmischen Reichstags-sitzung am 10. Februar hat der unabhängige Sozialdemokrat Dittmann starke Worte gegen Gröner gebraucht und behauptet, gerade er hindere den Wiederaufbau unseres Eisenbahnwesens. Die Zeit der Generale, wie Gröner einer ist, sei vorbei; eine Hundsfott sei, wer einen Eisenbahner maßregelt. Aber im Reichstag war man bis in die Reihen der Sozialdemokraten hinein der Meinung, daß Beamte niemals streiken dürfen, und Beamte, die Lokomotivführer, haben doch diesmal den Streik gemacht. Sie hätten ihre berechtigten Forderungen auch ohne das Gewaltmittel des Streiks erheben und mit Kraft und Entschiedenheit vertreten können. Ein Beamter darf dem Staat, dem er dient, nicht an die Gurgel springen. Der Reichskanzler hat im Reichstag nach dem Streik einen harten Stand gehabt, und nicht nur die Unabhängigen und Kommunisten, sondern auch die Deutsch-nationalen und Deutschliberalen haben ihm mancherlei vorzubehalten gehabt, selbst seine guten Freunde vom Zentrum und von der Demokratie haben zuweilen bei seinen Auslassungen im Reichstag lange Gesichter gemacht. Die auf der äußern Linken haben ihm öffentlich ihr Mißtrauen zum Ausdruck gebracht; als er den Streik als einen Teil der ungeheuern Erregung bezeichnete, die über unser Volk gekommen sei, rief ihm ein Kommunist zu: „Aufrubr gegen Ihre Erfüllungspolitik!“ Auch Narren, als die man doch die Kommunisten ansehen muß, reden zuweilen die Wahrheit. Der Eisenbahner-

streik hat unserm Volk und Reich einen ungeheuren Schaden zugefügt, nicht nur an Geld und Gut, sondern auch an Ansehen und Ehre. Schmähsch war's, wie mit Lügen und Falschgerüchten der Streik geschürt und verbreitet wurde. In Baden sagte man herum, in Württemberg werde gestreikt; der Achtstundentag solle den Eisenbahnarbeitern genommen werden; 15 Stunden sollten sie künftighin arbeiten. Alles nicht wahr! Die Sache war so recht teuflisch, auf Lug und Trug gebaut. In Württemberg und Bayern streifte man nicht eine Stunde. Den Badenern hätte man mehr Besonnenheit zutrauen mögen, als sie in Wirklichkeit bewiesen haben.

In Berlin streikten die städtischen Arbeiter, und zeitweise war die Reichshauptstadt ohne Wasser und Licht. In den Krankenhäusern und Wohlfahrtsanstalten, in Säuglingsheimen und Irrenanstalten war die Not groß. Aber bald setzte hier die technische Nothilfe ein. Wie fürchtbar, wenn der Mensch alle Pflichten und Rücksichten der Liebe auf die Seite setzt und die nackte, kalte Selbstsucht regiert! Eine Welt ohne Liebe! Das ist Heidentum. So muß es kommen, wenn man das Christentum aus dem öffentlichen Leben ausschaltet.

Die Konferenz von Genua steht bevor, aber Frankreich will sie um Monate hinauschieben. England wehrt sich vorerst gegen eine Verschlebung. Lloyd George hofft von ihr mancherlei; auch in der englischen Thronrede kam diese Hoffnung zum Ausdruck. „Wir müssen“, heißt es darin, „in Europa einen Frieden auf der Grundlage der Gerechtigkeit zu erreichen suchen.“ Dämmert's da, daß der Versailler Friede keineswegs auf der Grundlage der Gerechtigkeit ruht? In derselben Thronrede ist auch die Rede davon, daß die internationalen Rivalitäten, die gehässigen Reibungen unter den Völkern, beseitigt werden müssen, wenn die arge Arbeitslosigkeit in England aufhören soll. Zwischen England und Frankreich zeigen sich immer wieder Gegensätze, die man beiderseits zu überdecken und zu überbrücken bemüht ist. Der „siegreiche“ Marschall Foch aber ist nach Japan gereist, um dort Freundschaftsfäden für Frankreich zu spinnen. Lloyd George sagte in einer großen Rede im englischen Unterhause, eine wirkliche Gefahr für Europa bestehe darin, daß die deutsche Jugend im Geiste der Rache erzogen werde. Darum müsse England mit Frankreich sich einigen zu dessen Sicherstellung. In der deutschen Jugend wird's freilich gären, solange das große Unrecht, das man uns angetan hat, nicht wieder gut gemacht ist.

Die Katholiken haben jetzt wieder einen Papst. Kardinal Ratti, Erzbischof von Mailand, ist als Pius XI. auf den Stuhl Petri erhoben worden. Man bezeichnete ihn als wenig deutschfreundlich, doch kennt er Deutschland und spricht die deutsche Sprache. Der Papst ist 3. Jt. der mächtigste Fürst der Welt; alles beugt sich vor ihm. Wie wurde Benedikt XV. bei seinem Tode gerade bei uns in Deutschland gerühmt! Gewiß war er im Sinne der katholischen Kirche ein frommer und edler Mann, aber daß er gelegentlich harte und fanatische Worte gegen die Reformatoren und die evangelische Kirche redete, wollen wir nicht vergessen, wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß er hinter den Jesuiten und Erzberger steckte, als diese sich aufmachten, das evangelische deutsche Kaiserium der Hohenzollern zu stürzen. R. S.

Kirche und Mission.

Der Ev. Kirchenchor Schönau b. H. beabsichtigt, mit den Kirchchören, die sich daran beteiligen wollen, an Himmelfahrt hier eine gemeinsame Feier zu veranstalten. Wir bitten darum alle Chöre, die im Lauf des Jahres einen Ausflug nach Schönau zu machen gedenken, an Himmelfahrt zu kommen und sich hier mit anderen Chören zu treffen. Die Kirchchöre des Bezirks Neckargemünd sowie der benachbarten Bezirke Heidelberg, Oberheidelberg, Mannheim, Ladenburg und Weinheim seien hierzu besonders eingeladen. Wir bitten alle Chöre, die sich beteiligen wollen, sich bis längstens 15. Februar zu melden bei dem Ev. Kirchenchor Schönau b. H.

Die Gemeinde Späth hat nun auch wieder ihr volles Geläute. Sonntag, den 15. Januar, wurden die Glocken im feierlichen Gottesdienste geweiht. Die Kirche war schon geschmückt. Die Orgel hatte zu gleicher Zeit ihre neuen Prospekt Pfeifen bekommen und erklang jetzt

